

Preis in Wien: 32 Groschen.

Redaktion, Administration, Druckerei: I., Schuberting, Fichtegasse Nr. 9-11.
Telephon: Redaktion U-18-5-95. Administration U-17-0-35. Inserat-Abtg. U-17-4-41.
Geschäftsstelle für die Czechoslowakische Republik: Prag, XII., Orlicka 4. Tel. Nr. 542-41.
Administration für die Slowakei: M. Weiss, Bratislava, Fischertorgasse 2.
Inseraten-Annahme laut aufliegendem Tarif in unseren Bureaux: I., Fichtegasse 9-11, Tel. U-17-4-41, Kleiner Anzeiger, Chiffrebriefe-Abteilung I., Schülerstrasse 1-3, Tel. R-21-3-80, und bei allen Inseraten-Bureaux des In- und Auslandes.
Bezugsbedingungen im Innern des Blattes.

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

PALUGYAY HOCHEDLE QUALITÄTSWEINE

Nr. 23512 Wien, Donnerstag, den 27. Februar 1930.

Im redaktionellen Teil (Kleiner Chronik, Sozialbericht, Theater- nachrichten, Geographie) enthaltene entgeltliche Mitteilungen sind durch ein vorgelegtes E (©) kenntlich gemacht.

AN ALLE FREUNDE!

Die Pariser Mode bringt für Frühjahr und Sommer heuer stärker denn je die Verwendung von bedruckten Stoffen. Besichtigen Sie unsere weltbekanntesten und originell handbedruckten Seiden- und Baumwollstoffe und kaufen Sie ein.

WIENER WERKSTÄTTE KÄRNTNERSTRASSE 32 UND 41

Vornehme Frühjahrsmodelle Salons JULIUS KRUPNIK nur 7. Bezirk, Kaiserstrasse Nr. 115.

Der Sturz der Getreide- und Baumwollpreise. Der amerikanische Senat für die zeitweilige Schließung der Warenbörsen.

Washington, 26. Februar. Im Senat wurde nach einer kurzen Debatte eine Resolution, die vom Senator Heflin (Alabama) eingebracht war, angenommen, worin der Landwirtschaftsminister aufgefordert wird, dem Senat die ihm bezüglich der Baumwoll- und Getreidepreise notwendig erscheinenden Maßnahmen vorzuschlagen und dabei selbst bis zu einer zeitweiligen Schließung der Baumwoll- und Getreidebörsen zu gehen.

Jugend-Beilage der „Neuen Freien Presse“.

- Seite 11 und 12. Lieblingsbücher der Jugend. Rundfrage der „Neuen Freien Presse“. „Die sprechende Kuh.“ von Günther Grund. „Der Zwei-Schilling-Fünzig-Groschen-Platz.“ von Friedl Klein. „Eine Beilichengeschichte.“ von Rosemarie Tislar. „Appi.“ von Annie Frances-Harrar. Gedichte von Adalbert Palma, Edith Flak, Hedi Weiß, Max Eugen Kühnel. Kreuzwort-Preisrätsel. — Schach.

Das Schicksal der orthodoxen Kirche in Rußland. Religion und Bolschewismus als unversöhnliche Feinde.

Von unserem Korrespondenten.

Moskau, 20. Februar.

Einst stand das Schloß der Patriarchen der russischen orthodoxen Kirche neben dem des Zaren im Moskauer Kremlin und der Patriarch stritt mit dem Selbstherrscher aller Kreußen um die Herrschaft über die russische Seele. Nicht nur dieses Schloß aber und das Kloster des heiligen Sergius gaben die Machtstätte des Patriarchen wieder, auch Erzbischöfe und Bischöfe verkörperten die weltlich-reale Macht der Kirche. Trotz und gewaltig schaueten die hohen Kremlinmauern, die gedrungenen Türme in die weite Welt und die Dächer der erzbischöflichen Schlösser schimmern im Farbenspiel des Regenbogens. Bis zur Revolution war die Orthodoxie mit ihren Tausenden von Kirchen, den Aber-Tausenden von Klöstern und dem Heer ihrer Diener ein so ungeheurer Machtfaktor, in ihren Vorrechten so geschützt wie keine andere Kirche in keinem anderen Lande.

Und jetzt? Der Blaskhalter des Patriarchenthrons (der zweite nach Tichon, denn der erste, Metropolit Krutnizki, sitzt im Sowjetgefängnis) wohnt an der Peripherie Moskaus in einer der vorstädtischen Seitengassen in einem niedrigen, einstädtigen Hause, wie es im früheren Rußland etwa ein wohlhabender Dorfschmied bewohnte. Ein winzig kleiner Vorraum, ein Tisch und ein Tintenfass, ein Bureaudiener, der offenkundig zur unteren Schicht des Klerus gehört. In diesem Vorzimmer schreiben Leute mit der typischen Haartracht, mit den typischen Gesichtszügen der orthodoxen Geistlichkeit irgendwelche Gesuche, Männer mit blassen, ab-

gemagerten Gesichtern, mit zerlumpten Kleidern, mehr Bettlern als Geistlichen ähnlich. Ein großes Empfangszimmer, wahrscheinlich gleichzeitig das Speisezimmer der das Haus bewohnenden Geistlichkeit, ärmlich, kleinbürgerlich, mit einigen Klippen im Jugendstil. Ein großer vieredriger Tisch in der Mitte, über dessen Wachsstock Löwapparat gebreitet ist; auf dem Tisch ein paar Tintenfasschen für die geistlichen Bittsteller. Nur die zahlreichen alten Heiligenbilder in der Ecke, die große, schöne „Lampade“ (die ewige Lampe) und als einziger Wand Schmuck eine billige Photographie des verstorbenen Patriarchen Tichon deuten das Wesen des Hauses an. In diesem kleinbürgerlichen Milieu bewegen sich die imposanten Gestalten des hohen orthodoxen Klerus, Gestalten in wallenden seidenen Soutanen, große Halskreuze, in buntem Email ausgeführte Heiligenbilder auf der Brust an schwerer goldener Kette, lauter gepflegte Erscheinungen. Unter dem schwarzen Priesterhäppchen wagt das lange Haar hernieder, wie bei einer Frau sorgfältig gekämmt, kunstvoll über den ganzen Rücken verteilt. Die großen Männer in den eleganten Soutanen, die so gut in die geistlichen Paläste mit ihren mächtigen Sälen paßten, stehen in seltsamem Kontrast zu dem kleinbürgerlich-ärmlichen Milieu, in seltsamem Kontrast zu den zerlumpten Amtsbrüdern im Vorzimmer, zu den bleichen Geistlichen in den Straßen Moskaus, die gesenkten Blickes in zeretzten Kleidern an den Häusermauern lehnen und den Vorbeigehenden die Hand hinstrecken, stumm und bittend, mit gequälten Augen. . . .

Berlin * Hotel Excelsior Größtes Hotel des Kontinents Ausgestattet mit allen Errungenschaften der Neuzeit Zimmer von Mk. 8.- an.

Fenilleton.

Das Vorspiel. Von Hermann Bahr.

Lange vor Coudenhove, vor Panewtopa, vor den Vereinigten Staaten Europas und wie sonst noch diese modischen Gebilde der Schnurheit heißen müssen, war ihre Hoffnung in alten Zeiten erfüllt, mächtiger, mächtiger als wir es uns jetzt auch nur träumen lassen können: in der Zeit Karls des Fünften und Philipps des Zweiten. Wir schrecken freilich heute schon vor den Namen der beiden Gewaltigen zurück, denn wir sehen sie noch immer mit den Augen Schillers, der auch nach seiner gewaltigen Selbstüberwindung, auch als Jenefer Professor, den „Bolschewisten“, der in den „Mäubern“ und in „Kabale und Liebe“ tobt, erst allmählich händigen lernt. „Desultorisch“ nennt Goethe gelegentlich Schillers Talent und er verkennet auch nicht, daß ihm „ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte“. Dem Dichter gewähren wir willig die größte Freiheit, doch Schiller mißbraucht die licentia poetica, wenn er den Don Carlos, einen Entarteten, einen Kretin von türkischer, ja gemeingefährlicher Art, zum Freiheitshelden, zu einem spanischen Theodor Körner „idealisiert“.

Von der Gründung der habsburgischen Hausmacht, 1282, bis zur Krönung Karls des Fünften zum Deutschen

Kaiser, 1519, welcher ein gewaltiger Weg! Seit, 1268, das Geschlecht der Stauer ausgestorben war, konnte sich das Abendland keiner schon bei Lebzeiten so sagenhaften Gestalt wie Karls des Fünften entsinnen. Ihre Jüge verloschen im Andenken der abendländischen Menschheit nie, sie spukten noch in der Gegenwart wieder. Ist nicht Mussolini doch auch ein von Gabriele d'Annunzio, dem Fürsten von Monte Revojo, mit einiger Freiheit übersehener Karl der Fünfte? Vielleicht fühlt Mussolini zuweilen insgeheim in sich den Stoff zu einem Philipp des Zweiten, er ist sich nur bewußt, was freilich kein Italiener, gar in unseren Tagen, zugestehen wird, daß Spanien, auch in seinen tiefsten Erniedrigungen noch, immer eine Höhe, zugleich aber auch eine Weite hat, an die selbst der stolze Geist Frankreichs nur in seinen höchsten Spannungen bisweilen streift. Gar wir immer untreuen Oesterreicher vergangen allmählich, daß unser geistiges Erbe ja spanisch gefärbt ist; einem Wiener von heute sieht man freilich den Hidalgo selten an. Ich, von Jugend auf das wahre Gesicht Oesterreichs hinter seinen wechselnden Masken suchend, hätte mir auch nicht träumen lassen, es in Spanien zu finden. Es enthüllte sich mir erst, als ich vor vierzig Jahren globetrottend von Paris weg, das Kirchenland der Touraine, das Wiesenland der Bienne hindurch, nach Lourdes und weil ich nun schon einmal so weit war, dann gleich auch noch nach Madrid fuhr. Es gab mir einen so wohlwundernden Borgeschmack von Geheimnissen, die sich freilich in der stets nach der letzten Pariser Mode schielenden Coronada



Herzmansky Wien, U., Mariahilferstr. 26-28. Konfektion Damen-Blusen aus Kretonne . . . aufw. von S 4.50 Damen-Blusen aus Etamine, Ajour . . . aufw. von S 7.50 Damen-Sportblusen aus Panama . . . aufw. von S 8.90 Wollstoffe Rips in reichher Farbauswahl, 130 bis 140 cm breit . . . per Meter aufwärts von S 7.60 Orig. engl. Modestoffe, Reinwolle, für Mäntel und Kostüme, 140 cm breit, per Meter S 12.- und S 10.- Covercoats für Kostüme und Mäntel, 130 bis 140 cm breit, per Meter aufwärts S 15.40 Grosse Auswahl in Enzar-Schnitten für die Frühjahrsmode. Modeausstellung in der Herzmansky-Passage täglich bis 8 Uhr abends frei zugänglich!

Geschlossene Kirchen, verbotener Gottesdienst.

Hier empfangt der Betrachter des Patriarchenstuhles die in- und ausländische Presse. Nach innen und außen dementiert er die Nachrichten von der Verfolgung der orthodoxen Kirche. Er dementierte freilich etwas, was in Rußland jedes Kind weiß. Natürlich werden in der Auslandspresse viele falsche Nachrichten, viele Übertreibungen, viele Irrtümer veröffentlicht; natürlich ist es nicht richtig, daß Geistliche verhaftet werden, nur weil sie Geistliche sind. Auch über Erschießungen Geistlicher ist nichts Authentisches bekannt. Doch zahlreiche Geistliche sitzen in den Gefängnissen und Straflagern, Geistliche, die aufrichtiger sind als die schwarzgekleideten Soutanen im Patriarchenhaus, die wissen, daß Religion und Bolschewismus unversöhnliche Feinde sind und jede Anbiederung nutzlos ist. Sie führen Propaganda gegen den Sowjetstaat, gegen die Kollektivierung des Landes, die sie mit Vernichtung bedroht, sie führen einen hoffnungslosen Verzweiflungskampf um ihre Existenz und für die Ideen, denen sie dienen. Die Behörden brauchen bei der Bekämpfung der Geistlichkeit gar keine Gesetzeswidrigkeiten zu begehen den Geistlichen gegenüber keine besonderen Ausnahmegesetze anzuwenden. Das Sowjetgesetz bietet genügende Handhabe. Ist es nicht genug, wenn der Sonntag abgeschafft, das Kirchengeläute verboten, der Handel mit Kirchenrequisiten beinahe unmöglich gemacht ist, wenn Tausende von Kirchen geschlossen oder sogar abgebrochen werden? Der Religionsunterricht wurde verboten, verboten jede karitative Tätigkeit, verboten der Verkauf von Christbäumen und Osterpeisen. Ist es nicht genug, wenn den Geistlichen, nicht als außerordentliche Maßnahme, sondern weil sie, ebenso wie das Bürgertum, nicht wahlberechtigt sind, das Wohnen in den verstaatlichten Häusern untersagt ist, wenn ihnen sogar als nicht gleichberechtigten Bürgern das Telefon weggenommen wird? Neben dem allgemeinen Strafgesetzbuch wird aber auch die Fußangeln des Religionsgesetzes eine juristische Handhabe. Die Partei hat überdies die Arbeiterorganisationen fest genug in der Hand, um ohne besonderen Druck Resolutionen zu erlangen, welche die Schließung der Kirchen fordern.

Die Reaktion auf die Kritik des Auslandes.

Doch das Oberhaupt der orthodoxen Kirche leugnet die Unterdrückung der Religion, es wendet sich scharf gegen den Aufruf des Papstes. Hier sprach nicht nur der alte Haß des orthodoxen Priesters gegen den Katholizismus, auch der Selbsterhaltungstrieb. Denn noch immer hat die Intervention für die in Sowjetrußland Bedrohten denen das Grab gegraben, für die das Ausland eingetreten ist. Jede fremde Intervention löst im heutigen Rußland eine chauvinistische Reaktion aus. So verschärften sich auch sofort nach dem Sturm der Enttäuschung die Forderungen der radikalen Arbeiterschaft. In Kiew verlangte die Arbeiterschaft des Elektrizitätswerkes, daß den Kirchen und Geistlichen der elektrische Strom gesperrt werde. Versammlungen der Postbeamten fassen Resolutionen, in denen sich die Arbeiterschaft weigert, der Geistlichkeit Briefe und Zeitungen zuzustellen. Im prunkvollen Palais des Fürsten Rumjanzew-Sadunaiskij befindet sich die zentrale öffentliche Bibliothek der Sowjetunion. Wie in jeder Sowjetinstitution hängt auch hier in der Eintrittshalle die sauber getippte „Wandzeitung“. Auch hier schloß während der Haß empot. Einige Leser hatten bemerkt, daß Popen in der Bibliothek arbeiteten. „Die Feinde des Staates dürfen sich nicht ihr Wissen in den Bibliotheken des Staates holen.“ So wird verlangt, daß die öffentlichen Bibliotheken für die Geistlichkeit gesperrt werden. Dieser überhäufende Radikalismus scheint selbst den Staats- und Parteiorganen unbehaglich zu sein. Die Parteiorganisation

Für jeden Spacer die Zentralsparkasse

der Gemeinde Wien

1. Bez., Wipplingerstrasse 8

Die Gemeinde Wien haltet mit ihrem gesamten Vermögen für alle Einlagen in der Zentralsparkasse.

antwortete auf alle Zuschriften, daß vorläufig die Gesetzesbestimmungen es verbieten, der Geistlichkeit den Zutritt zu verweigern. Die radikalen Besucher aber befriedigt diese Antwort nicht, die Bibliotheksverwaltung will den obersten Staatsinstanzen vorschlagen, ein Gesetz zu erlassen, durch das die Benützung der öffentlichen Kulturinstitutionen den nicht wahlberechtigten Bürgern, also auch der Geistlichkeit, verboten wird.

Kapitulation ohne Märtyrertum.

Der Sowjetstaat und die kommunistische Partei haben also den Pressefeldzug des Auslandes zum Schutz der Religion dazu benützt, um der orthodoxen Kirche einen lobbringenden Schlag zu verjagen. Märtyrertum liegt in der Tradition der Orthodoxie. Ihre Prediger haben den Mut gefunden, vor den allmächtigen Zaren ihre Kleider zu zerreißen und ihnen die größten Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern. Der Führer der ersten Altgläubigen schmachtete jahrelang im Erdgefängnis und ließ sich mit fanatischem Entzücken verbrennen. Hätte die Sowjetregierung wirklich in Massen Märtyrer geschaffen, so wäre das eine Stärkung des orthodoxen Gedankens. Aber Verhaftung und Gefängnis ist heute in den Augen des Russen kein Märtyrertum mehr, viel zu viele haben das durchgemacht. Daß jedoch die Geistlichkeit im täglichen Kampf ohne Protest kapituliert, daß sich jetzt der oberste Kirchenhirte zu Erklärungen hergibt, die an Unterwürfigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, das nimmt den letzten Rest des moralischen Einflusses der orthodoxen Kirche. Überall in den Kreisen, die der Kirche bisher treu blieben, hört man sagen, die Bolschewisten haben es wieder verstanden, eine ihnen feindliche Kampagne für ihre Ziele und Zwecke auszunutzen.

Der Vorteil der Sekten.

Die orthodoxe Kirche zerfällt. Die Revolution hat sie in drei Parteien gespalten: in die alte, traditionelle Patriarchenkirche, in die neue, „lebendige“ und in die ukrainische autokephale orthodoxe Organisation. Die letztere hat sich in diesen Tagen selbst aufgelöst. Dieses Schicksal blüht auch der alten Patriarchenkirche. Der Untergang der orthodoxen

Kirche ist natürlich kein Untergang des religiösen Gedankens. Immer mehr gewinnen die Sekten der Baptisten und Evangelisten auf Kosten der Orthodoxie. Sie sind moderner organisiert, sie brauchen keine Kirche, kein Glockengeläute und schlimmstenfalls auch keine Sonn- und Feiertage. Ihre Prediger haben neben dem geistlichen auch einen bürgerlichen Beruf. So sind sie elastischer, der Staat kann sie nicht so leicht erfassen. Sie sind dadurch vom Staat auch unabhängiger. Die orthodoxe Kirche kämpft also gegen zwei Fronten. Ihre Autorität, ihr Einfluß, der Glaube der Massen wird unterwühlt. Im Holzhäuschen an der Peripherie Moskaus haufen die Erben des stolzen Gedankens vom „dritten Rom“, einst Rivalen des allmächtigen Zaren, sie, die der Weltmacht des Papsttums die Herrschaft über die Seele der Menschheit streitig machten, die über Millionen von Seelen herrschten. Im kleinen Holzhaus an der Peripherie Moskaus stirbt unpathetisch, wie das zwanzigste Jahrhundert selbst, im kleinbürgerlichen Milieu, alltäglich und grau, der letzte Rest des großen Byzanz. Und dieses kleine Holzhaus in der Vorstadtgasse erhält dadurch einen Strahlenkranz weltgeschichtlicher Bedeutung.

Ingenieur Nikolaus Bassehes.

Eine neue Partei in England.

Die United Empire Party und die Persönlichkeit ihres Begründers.

Von unserem Korrespondenten.

London, 23. Februar.

Lord Beaverbrook, der Eigentümer des „Daily Express“, des „Sunday Express“, des „Evening Standard“, kündigt die Gründung der United Empire Party an, deren einziger Programmpunkt die Zusammenfassung des ganzen britischen Empire in eine nach außen von Schutzzöllen umgebene Wirtschaftseinheit ist. Freihandel zwischen allen Teilen des Empire, Schutzzölle gegen die übrige Welt. Joseph Chamberlains Programm ließ bekanntlich die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen unberührt, Lord Beaverbrook dagegen weist darauf hin, daß das Empire heute bereits in bezug auf Lebensmittel und die meisten Rohstoffe sich selbst genügen kann und daher der Schutz der kolonialen Produkte auf dem englischen Markt weder die Zufuhr gefährden noch die Preise erhöhen muß, während die Kolonien als Gegenleistung in ihrem eigenen Markt das englische Industrieprodukt gegen die fremde Konkurrenz schützen würden. Der schwache Punkt dieser Argumentation, abgesehen von allen prinzipiellen und theoretischen Erwägungen, ist natürlich die Ungewißheit, ob die Dominien auf diesen Handel eingehen werden. Australien hat bereits abgelehnt, Kanada, so durchsetzt von amerikanischem Kapital und selbst ebenso hochschutzzöllnerisch wie Australien, ist zumindest zweifelhaft. Indien steht mitten in einer großen Bewegung, welche die Beziehungen zu England jedenfalls nicht enger gestalten will. Diese Einwürfe sind so naheliegend, daß sie Lord Beaverbrook und seinen Freunden selbstverständlich nicht entgangen sein können. Die neuen „Hollereiner“, als solche kann man sie wohl bezeichnen, erwidern darauf, daß es sich eben darum handle, alle Teile des Empire für den Plan zu gewinnen und daß England, dessen wirtschaftliche Krise die Ungangbarkeit der bisherigen Wege deutlich zeige, in seinem eigenen Interesse die ersten Schritte tun müsse. Der allererste Schritt würde ein festes Abkommen mit den Kolonien sein. Selbst bei nur zögerndem Entgegenkommen der anderen bliebe noch immer der Vorteil, daß die koloniale Industrie ein besserer Abnehmer für englische Maschinen und Halbfabrikate ist als die übrige Welt, während der Schutz der

Billa bloß ahnen ließen, daß ich bald ungeduldig südlicher flos, zunächst nach Toledo, dann nach Sevilla, von einer unwiderstehlichen Sehnsucht verlockt, in dem beseligenden Vorgelicht: hier oder nirgends muß mein Geist daheim sein! Ein bloßes Vorpiel schien mir, was mir bisher mein armeliges Dasein bot, es war gar kein Leben, es war ein verworrenes Trauer, aus dem ich nun erst zu sonnenheller Wahrheit erwachte. Doch vielleicht hätten auch Toledo und Sevilla mich noch immer nicht erweckt, wenn ich nicht schon als Gymnasiast, gar dann als Jüngling, in Ehrfurcht vor Grillparzer aufgewachsen wäre. In Grillparzer lebte ja noch ein Defterreich, von dem in Kaiser Franz Josef nichts mehr übrig war; der hatte, wenn er so, nach allen Seiten gültig dankend, durch die Maria Theresienstraße fuhr, freilich wenig vom spanischen Granden, sein Reich aber, so viel sprachig, so vielblühend, hätte die Kraft Philipps des Zweiten verlangt.

Bismarck war ein Krautjunker, der sich nicht mit einer unverdaulichen „Bildung“ den Magen verdarb — „welche Schneiderei dieser Goethe!“ rief er einmal aus —, doch er hatte ein untrügliches Gedächtnis für alles, was zu wissen ihm dereinst auf dem heineswegs geplanten, zunächst ganz unbewußten, aber instinktiv gebotenen Wege dienen könnte. In der Nacht nach der Schlacht bei Sedan kam Bismarck in ein politisches Gespräch mit Generälen und sagte: „Wir wären viel mehr berechtigt gewesen zu der Besorgnis vor einem engeren Verständnis zwischen der spanischen und französischen Krone als zu der Hoffnung auf Herstellung einer spanisch-deutschen und antifranciaischen Konstellation nach Analogie Karls des Fünften.“ In der tiefen Finsternis der Nacht von Sedan war dem Kaiser das Spanien des sechzehnten Jahrhunderts sozusagen auf den bloßen Anruf präsent. Vielleicht auch, weil er in Stunden der Versuchung selber zuweilen davon träumte, sein Vaterland in ein Weltreich von der Gewalt des habsburgischen Spanien zu verwandeln. (Wir vermögen diese Ansicht des verehrten Verfassers nicht völlig zu teilen. Anm. d. Red.) Bismarck war ja, wenn er das auch gut zu verheimlichen wußte, im Grunde, wie alle Tatmenschen, ein Phantast. Darum verstand er auch den jungen Ludwig von Bayern so gut, der für ihn schwärmte, schon als Kronprinz, und der dann als Regent, wenn Bismarck zur Kur nach Ailingen fuhr, niemals verläumte, ihm eine Equipage aus seinem Marstall zur Verfügung zu stellen. Sie stimmten auch

politisch überein, Bismarck gab zu, daß „von der Zentralisation kein Heil zu erwarten sei“, er sah den inneren Frieden bedroht durch „jährliche Vermehrung der bedrohlichen Nachbarvölker, mit der wir gemeinsam unsere größten Städte bewohnen“, er begann Föderalist zu werden. Starke Staaten merken sich, je mehr die Staatsmacht wächst, von dem Unwillen der Stämme bedroht. Der Stamm ist autochthon, er ist aus der Mutter Erde gewachsen, der Staat aber ist ein Gebilde der Reason, oft genug eigentlich bloß ein Zufall; ein glücklicher Zufall kann einen Staat schaffen, den aber die nächste Laune des Glückes, ein verlorener Krieg, über Nacht wieder verweht. Erstarkt ein Stamm, so wird ihm der Raum, in dem er aufwuchs, bald nicht mehr genügen, auch weckt er die Bewunderung der an ihn grenzenden Stämme, sie streben ihm zu, fügen sich ihm willig ein, seine Weite bebautet sie, während er selbst wieder im Gefühl seiner Eigenmacht die Gefahr nicht ahnt und das Grollen in der Tiefe der sich obenhin zunächst freudig, bald aber argwöhnisch der ungewohnten neuen Ordnung widerstrebenden neuen Stämme noch kaum vernimmt. Daß er es bei Zeiten vernahm und sein ungeheures Werk zu wahren wußte, darin liegt die Größe Philipps des Zweiten. Keiner kam dem Problem der Veröhnung des Eigensinnes, in dem sich der Trost jeder Stammesart gefällt, mit den Forderungen der unentbehrlichen Staatshoheit näher. Doch die von seiner gewaltigen Hand gebändigten Elemente brachen los, so bald sie sank. Sein Sohn hatte nur den Namen von ihm. Der Vater sagte zu ihm: „Gott, der mir so viele Reiche gab, gab mir keinen Sohn, fähig, über sie zu herrschen, ich fürchte, sie werden über ihn herrschen.“ Und so kam es. Das Reich Philipps des Zweiten, der Versuch eines Ausgleiches der Forderungen der freien Stämme mit den Geboten des Staates, sank nieder. Das Reich Philipps war nur ein Vorpiel gewesen, dessen mahnenden Sinn recht zu deuten, recht zu nutzen vielleicht erst unserer Gegenwart aufgespart blieb. Wenn ich den Föderalismus recht verstehe, so bedeutet er einen Ausgleich zwischen den ungebärdig auf ihre Kraft pochenden Stämmen — es gibt vielleicht auf der ganzen bewohnten Erde keinen Stamm, der so freudig auf die Fülle seiner unvergleichlichen Eigenkraft pocht wie der Inwiewerter, immer bereit auf jeden Staat zu verzichten; Staat weckt in ihm nur Erinnerungen unfremdlicher Art an die Hofräte der francisko-josefinischen Zeit auf. Als Philipp der Zweite starb, erwachten auch in

jedem spanischen Inwiewerter Erinnerungen an ihren Stammesstolz. Das Vorpiel war mißlungen.

Staat und Stamm suchen einander, sie brauchen einander, aber kaum finden sie sich, so bricht alsbald Eifersucht aus. Ein Staat, auf einen einzigen Stamm gestützt, fühlt sich blutleer, er sucht Blutzufuhr, ihretwegen muß er sich des benachbarten Stammes bemächtigen und der Nachbar ist gern dazu bereit, weil er, anwachsend, nach Weite verlangt; in der Enge der Blutzufuhr droht seine Kraft zu erstickern. Einen solchen geschichtlichen Augenblick hat Karl der Fünfte meisterhaft zu wittern und zu nutzen gewußt, ihm war damals noch unbekannt, wie schwer es ist, auch nur zwei Völkern übereinzustimmen. Karthager, Römer, Goten, Vandalen, Juden, Araber hatten Spanien durchbraut, bis es wehrhaft wurde, doch als es dann wehrhaft war, brach immer wieder der Trost der Stämme los; die Veröhnung von Stammeskräften mit einer Staatsordnung gelingt immer bloß durch ein Schreckenregiment. Die Geschichte Spaniens lehrt es uns. Sie lehrt uns aber auch, welcher Segen für die Kunst aus andauernder politischer Unordnung quillt; Athen ist das andere große Beispiel dafür. Welche Fülle von Meisterwerken der redenden wie der bildenden Künste Spanien bis auf den heutigen Tag immer wieder zu zeitigen vermag, zeigt uns Ludwigs Pfandis, dem wir schon ein Werk über „Spanische Kultur und Sitte“ verdanken (Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München, 1924), neues Werk: „Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit“ (Verlag Herder, Freiburg im Breisgau). Es schildert die Zeit von 1550 bis ungefähr 1700 und spiegelt den unablässigen Kampf des Staates mit seinen Stämmen ab. Doch welcher Segen quillt aus dieser Unrast für die Kunst, die redende wie die bildende! Der Don Quixote des Cervantes führt den Reigen an, doch als er stirbt, steht schon Tirso de Molina längst in Kraft, dessen Burlador de Sevilla den Typus des Don Juan erschafft, und im ersten Jahre des nächsten Jahrhunderts, des siebzehnten, wird Balthasar Gracian geboren, dessen Oraculo manual, von Schopenhauer überseht und unermüdlich als der Lebensweisheit feinsten Extrakt beglaubigt, noch bis in unsere Gegenwart hinein nachwirkt, in der freilich jedermann auf eigene Faust orakelt. Und so sind auch Calderon und Lope noch immer auf deutlichen Bühnen unvergessen, ihr hohes Beispiel bleibt unsere letzte Hoffnung auf Wiebergeburt.